

des Heiligblutaltars in Rothenburg ob der Tauber und des Marienaltars in Creglingen wurden durch gotisch gestaltete Fenster ersetzt, die den Eindruck eines Kirchenraumes erzeugen.

Tilman Riemenschneiders Werk ist nach Form und Inhalt im Wesentlichen noch dem Mittelalter verhaftet. Seine Aufträge beinhalten ein Bildprogramm, das die Frömmigkeit seiner Zeit widerspiegelt. Bildthemen waren das Marienleben, die Passion Jesu, Heilige, besonders Apostel, aber auch Grabdenkmäler wie das Kaisergrab in Bamberg.

Der Verfasser glaubt in der Predella des Creglinger Altares rechts (Darstellung des Jesusknaben in der Schule, entnommen dem apokryphen Thomasevangelium) ein Selbstbildnis Riemenschneiders zu sehen. Der Vorschlag, auch den Nicodemus in der Beweinung Christi in St. Afra in Maidbronn als Selbstbildnis benennen zu können, ist nicht einsichtig, da der Dargestellte jünger wirkt als jener in Creglingen, obwohl der Maidbronner Altar später entstanden ist.

Tilman Riemenschneider beeindruckt den Betrachter durch die Schilderung der Anmut seiner Madonnen, durch die Darstellung der zarten Gesten der Hände, durch die Veranschaulichung des Schmerzes Jesu und erfreut durch die gestalterische Kraft in der Gewandbehandlung und in der Wiedergabe einprägsamer männlicher Köpfe (Apostel und Fürstbischöfe).

So kann dieser Bildband jedem Freund spätmittelalterlicher Kunst mit Freude empfohlen werden.

Sieglinde Kolbe

9. Literaturumschau

Ein Stück untergegangenes Reutlingen präsentiert der 43. Band der *Reutlinger Geschichtsblätter* (2004) seinen Lesern. In Wort und Bild werden die baulichen Zeugnisse vorgestellt, die im Zuge von Stadtplanung und Sanierung aus dem Stadtbild verschwunden sind oder deren Erscheinungsbild grundlegend verändert wurde.

Die Verluste an historischer Bausubstanz wiegen schwer und sind aus heutiger Sicht kaum mehr nachzuvollziehen. Zwischen 1973 und 2000 wurden in der Innenstadt 173 Häuser abgerissen. Das sind über 20 Prozent des Gebäudebestands und mehr, als der Zweite Weltkrieg zerstört hatte. Dem Bau der Stadtbibliothek wurde ein ganzer Häuserblock geopfert. Dabei machte man auch vor Fachwerkbauten des 14. Jahrhunderts keinen Halt. Für das Parkhaus »Stadtmitte« verschwand der Zwiefalter Hof und mit ihm einer der wenigen Orte katholischen Lebens aus der Reichsstadtzeit. In einer Zeit, in der unter Sanierung in erster Linie an großflächigen Abriss gedacht wurde und nicht an teure Restaurierungs- und Erhaltungsmaßnahmen, wurde der Gewinn von Stellplätzen höher eingestuft als der aufwändige Erhalt eines mittelalterlichen Steinhauses mit großem Gewölbekeller und gotischen Fenstern.

Die Lektüre des Buchs verleitet jedoch nicht zum einseitigen Aufschrei über den herben Verlust. Der Autor, *Egbert Martins*, war als Architekt und Stadtplaner von 1973 bis 2000 im »Planungsstab für Stadtentwicklung und Stadtsanierung« tätig. Seine Dokumentation macht die zeitgebundenen Überlegungen und Sachzwänge sichtbar, die zu Abrissen und grundlegenden Eingriffen und Fassadenumgestaltungen führten. Den Erfordernissen des Straßenverkehrs wurde im Ring um die Altstadt in den vergangenen Jahrzehnten ein (bedenklich) großer Stellenwert eingeräumt. Bei vielen kleinen Ackerbürgerhäusern mit niedrigen Stockwerken, steilen Treppen, geringem Lichteinfall und maroder Bausubstanz waren die Rahmenbedingungen für die Schaffung von Wohnraum, der heutigem Standard genügen sollte, oder für anderweitige Nutzungsmöglichkeiten denkbar ungünstig.

Martins begründet das Ausmaß der Eingriffe nicht zu Unrecht mit der Entwicklungsdynamik Reutlingens. Wachstum und wirtschaftlicher Aufschwung bedingen Veränderungen. Man möge sich einmal – so Martins – eine unverändert erhaltene Reutlinger Altstadt mit ihren vielen kleinen und ärmlichen Ackerbau-Häusern als Zentrum einer modernen Großstadt vorstellen. Der Spagat zwischen einer Altstadt mit möglichst viel historischer Bausubstanz auf der einen und einer attraktiven und vitalen Innenstadt mit Zentrumscharakter auf der anderen Seite, die gewichtiger Standort für den Einzelhandel bleiben und Orte für Kultur, Verwaltung und attraktives Wohnen vereinigen soll, ist sicher keine leichte Aufgabe und jedenfalls eine, die jede Generation in je eigener Weise beantworten wird.

Der Jahresband weicht von den sonst üblichen Gepflogenheiten der *Reutlinger Geschichtsblätter* ab. Er besteht nur aus einem einzigen, umfangreichen Beitrag, der zudem keine eigentliche

historische Untersuchung, sondern eine zeitgeschichtliche Dokumentation darstellt. Diese Dokumentation erschöpft sich jedoch nicht in der Auflistung verlorener oder grundlegend veränderter Gebäude in Wort und Bild. Martins liefert vielmehr eine zeitgeschichtliche Quelle, die die Zeitgebundenheit damaliger und heutiger Ziele bei Stadtplanung und Sanierung aufzeigt. Sie belegt die damalige Mentalität im Umgang mit historischer Bausubstanz und hält die Friktionen fest, denen die Altstadt beim Aufstieg Reutlingens zur modernen Großstadt ausgesetzt war. Zu Recht unterstreicht die Schriftleitung daher die Bedeutung dieses Bandes für die stadtgeschichtliche Forschung.

Herbert Aderbauer

Der 44. Band der *Reutlinger Geschichtsblätter* (2005) enthält ein wichtiges Kapitel der lokalen Kirchengeschichte. Hermann Josef Pretsch befasst sich mit der Einführung katholischer Gottesdienste und damit mit den Anfängen einer katholischen Pfarrei in der württembergisch gewordenen Stadt am Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Reichsstadt hatte verhindert, dass die religiöse Minderheit, die Pretsch im Personal der Klosterhöfe ortet, öffentliche Gottesdienste feiern konnte. Erst nach dem Zusammenschluss katholischer und evangelischer Territorien zum Königreich Württemberg und der beginnenden Durchmischung der einst konfessionell weitgehend geschlossenen Gebiete ermöglichte der Staat die Gründung erster katholischer Pfarreien in wichtigen, seit der Reformation evangelischen Städten wie Stuttgart, Esslingen, Tübingen und Ludwigsburg (Ulm hatte bereits unter bayerischer Herrschaft eine katholische Pfarrei erhalten). Obwohl der Staat aus Kostengründen zunächst die Spitalkirche als katholische Kirche favorisierte, konnte sich die Stadt insoweit durchsetzen, als sie die Nikolaikirche für den katholischen Gottesdienst zur Verfügung stellte und somit Eingriffe in die auch von evangelischer Seite genutzte Spitalkirche vermeiden konnte. Aus heutiger Sicht kurios wirkt die Einschätzung der Zeitgenossen, die noch 1823 damit rechneten, dass die Ansiedlung von Katholiken in Reutlingen eine vorübergehende Erscheinung sein könnte, weshalb der Staat nur einen Pfarrverweser eingesetzt wissen wollte. Erst 1832 wurde Reutlingen dann zur definitiven Pfarrei erhoben. Die gotische Nikolaikirche sollte bis zum Bau der St.-Wolfgangskirche 1910 die Reutlinger Pfarrkirche bleiben. Pretschs kundiger Beitrag bezieht den historischen Kontext der Säkularisation und Mediatisierung sowie der Gründung der Diözese Rottenburg in die Darstellung mit ein.

Bereits in den letzten Jahren hatten die Reutlinger *Geschichtsblätter* mit der Frauenarbeitschule, dem Pomologischen Institut und dem Isolde-Kurz-Gymnasium bedeutende Schulgründungen des 19. Jahrhunderts behandelt. Der vorliegende Band hat nun die heutige Reutlinger Hochschule zum »Schwerpunktthema« erkoren. 1855 als Webschule gegründet, entwickelte sich die bedeutendste textiltechnische Lehranstalt Süddeutschlands unter dem langjährigen Direktor Johannsen zum »Technikum für Textilindustrie«, das neben der praktischen Ausbildung auch als Forschungsstätte fungierte. Nach dem Zweiten Weltkrieg überwand das Technikum seine ausschließliche Ausrichtung auf den Textilbereich. In den 1970er Jahren folgte die Trennung in die Technik- und Textilfachschule und die Fachhochschule, die sich dann zur Hochschule für Technik und Wirtschaft weiter entwickelte. Die Darstellung von Eugen Wendler, der selbst lange Zeit an der Hochschule wirkte, ist von einer gewissen Binnensicht geprägt und gerät streckenweise zur reinen »Erfolgsstory«. Erstaunlich und letztlich für den Erfolg entscheidend ist das hohe Maß an Flexibilität und Wandlungsbereitschaft, mit der das einstige Technikum auf sozio-ökonomische Entwicklungen reagierte. Der Autor unterstreicht zudem die Vorreiterrolle, die die Hochschule durch ihre Kooperation mit ausländischen Partner-Hochschulen übernahm.

Fast ebenso umfangreich ist der Beitrag von Wilhelm Borth über die Beziehungen zwischen Isolde Kurz und der Stadt Reutlingen. Der Autor schildert die persönlichen Beziehungen der Dichterin, die zunächst in Tübingen, dann in Florenz und München gelebt hat, zu einzelnen Reutlingern. Zu ihnen gehört der Verleger Hermann Leins (Rainer-Wunderlich-Verlag), die Journalistin Gertrud Fink, die sich für ihre öffentliche Würdigung einsetzte, und der Textilfabrikant Emil Gminder, zu dem verwandtschaftliche Beziehungen bestanden. Obwohl die Dichterin nie in Reutlingen gelebt hatte, wurde ihr am Lebensabend das zuteil, was ihrem Vater Hermann Kurz stets verwehrt blieb: die offizielle (Ver-)Ehrung durch die Stadt. 1937 wurde die Reutlinger Mädchenrealschule nach ihr benannt. Isolde Kurz nahm diese Patenschaft sehr ernst. Ein Jahr später richtete die Stadt im Heimatmuseum ein Gedächtniszimmer für Hermann und Isolde Kurz ein. Die Dichterin revanchierte sich, indem sie ihre Patenschule testamentarisch zur Haupterin be-

stimmte, was letztlich dazu führte, dass ein großer Teil des schriftlichen Nachlasses heute im Stadtarchiv bzw. im Heimatmuseum aufbewahrt wird. Die späte Wertschätzung ging mit der Vereinnahmung der Dichterin und ihres Werks durch die Nationalsozialisten einher. Mit der Verleihung der Goethe-Medaille für Kunst und Wissenschaft wurde die 90-jährige Dichterin 1943 »offiziell auf den Schild der nationalsozialistischen Kulturpolitik erhoben« (S. 248f.). Borth weiß als ehemaliger Schulleiter des Isolde-Kurz-Gymnasiums um die Schwierigkeiten dieses kulturellen Erbes. Sein Beitrag ist dem verpflichtet, was er selbst über den Umgang der Schule mit der Dichterin und ihrem Werk in den letzten Jahrzehnten konstatiert: einer kritisch loyalen Auseinandersetzung, die getragen ist von einem »sympathischen Respekt vor der Dichterin« (S. 265).

Interessante Einblicke in die Phase der letzten Kriegstage, des Einmarschs und des Beginns der Besatzungszeit vermögen drei von *Holger Lange* edierte Berichte von leitenden Betriebsangehörigen der Firmen Gminder und Bosch zu bieten. Der ausführlichste Text stammt aus der Feder des stellvertretenden Geschäftsführers der Textilfabrik Gminder, Dr. Kurt Graf. Alle drei Texte beschränken sich nicht auf die Ereignisse um die Einstellung und Wiederaufnahme der Produktion, sondern liefern ein atmosphärisch dichtes Bild der Lage in der Stadt zwischen Zusammenbruch, Einmarsch, Etablierung der französischen Besatzungsmacht und der Konsolidierung der städtischen Verwaltung unter Oskar Kalbfell.

Rezensionen runden den wie bekannt sorgfältig redigierten und reich bebilderten Band ab.

Herbert Aderbauer

Der mit qualitativ hochwertigen Aufnahmen illustrierte Kunstführer (*Die Kirchen von Neckarsulm. Lindenberg: Kunstverlag Josef Fink 2004, 44 S., zahlreiche Abbildungen*) stellt die (katholischen und evangelischen) Kirchen der Stadt Neckarsulm und ihrer Teilorte Dahenfeld und Obereisesheim vor. Die Patrozinien der drei alten Pfarrkirchen (Neckarsulm: Dionysius; Dahenfeld: Remigius; Obereisesheim: Mauritius) weisen auf die (früh-) mittelalterlichen Ursprünge der Pfarreien hin. Die Diözesangrenzen, die Neckarsulm und Dahenfeld (Bistum Würzburg) von Obereisesheim (Bistum Worms) abtrennten, wurden nach der Reformation durch Konfessionsgrenzen überlagert. Das Herzogtum Württemberg führte als Ortsherrschaft in Obereisesheim die Reformation ein, während die unter der Herrschaft des Deutschen Ordens stehenden Gemeinden Neckarsulm und Dahenfeld beim alten Glauben verblieben.

Im 17./18. Jahrhundert wichen die alten Kirchen – von einzelnen Bauteilen abgesehen – Neubauten im Sinn des konfessionellen Zeitalters. In Dahenfeld entwickelte sich nach 1735 eine Wallfahrt zu einem wundertätigen Kreuz. In Neckarsulm entstand nach 1638 ein Kapuzinerkloster. In Obereisesheim wurde die evangelische Pfarrkirche 1601 erweitert und umgebaut.

Erst im späten 19. Jahrhundert wurden die geschlossenen Konfessionsräume »durchlässiger«. 1888 wurde in der Oberamtsstadt Neckarsulm die evangelische Stadtkirche eingeweiht. 1894 wurde die nach der Säkularisation profanierte Kirche des Kapuzinerklosters wieder konsekriert.

Mit den Bevölkerungsverschiebungen nach dem Zweiten Weltkrieg veränderten sich auch die Konfessionsverhältnisse. Im Neckarsulmer Stadtteil Amorbach wurde 1955 die katholische Pfarrkirche Pax Christi eingeweiht. Die 1973 eingeweihte Pfarrkirche St. Johannes auf dem Neuberg spiegelt deutlich die Veränderungen des Zweiten Vatikanischen Konzils wider. Bereits 1949 wurde die im Krieg zerstörte Pfarrkirche St. Dionysius wieder aufgebaut. Die Innenausstattung war 1943 ausgelagert worden und blieb somit unversehrt.

Die sehr sorgfältig gearbeiteten Texte (*M. Bauer, D. Herlan, U. Scharfenecker, H. Schneider, J. Sklorz, H. Thudium*) lassen so im Detail die Grundlinien der Geschichte der Kirchen und Konfessionen im württembergischen Unterland vom frühen Mittelalter bis in die Gegenwart erkennen und verstehen – eine Einladung zur Besichtigung stellt der kleine Band ohnehin dar.

Wolfgang Zimmermann